

Julie Cameron
Das Landhaus



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Ihrem Mann Tom zuliebe lässt die Malerin Isabel sich darauf ein, von London aufs Land zu ziehen. Während Tom von dem alten Haus mit dem großen Garten begeistert ist, verursacht es Isabel von Anfang an eine Gänsehaut. Zugleich hat sie das seltsame Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein. In einem alten Schreibtisch entdeckt sie Fotos der Familie Connor, die früher in dem Haus gewohnt hat. Warum nur kommt der Sohn der Familie ihr so bekannt vor? Als sie dann auch noch einen versteckten Verschluss mit seltsamen Zeichen an den Wänden findet, ist Isabel überzeugt, dass ihr neues Zuhause eine düstere Vergangenheit hat ...

Autorin

Julie Cameron lebt mit ihrem Mann und zwei Katzen auf dem Land, in einem kleinen Dorf im südenglischen Berkshire. Sie hat Biomedizin studiert und im Gesundheitswesen gearbeitet, bevor sie mit »Das Landhaus« ihren ersten Thriller verfasst hat. Derzeit schreibt sie an ihrem zweiten Roman.

Julie Cameron

Das Landhaus

Thriller

Aus dem Englischen von Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Only Truth« bei Penzler Publishers.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2021

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Julie Anne Cameron

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Arcangel / Anne Costello

FinePic®, München

Redaktion: Ann-Catherine Geuder

LS · Herstellung: kw

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49058-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Den Toten schuldet man nichts als die Wahrheit.

Voltaire, Ödipus

PROLOG

Die Sonne brannte von einem makellosen Himmel herunter. Das Laub hörte auf zu rascheln, und die Grashalme regten sich nicht mehr. Friede breitete sich aus und senkte sich über die Bäume, und die natürliche Ordnung war wiederhergestellt – abgesehen von dem, was da jetzt lag, zerbrochen und blutig, ausgestreckt im Moos des Waldbodens.

Eine Fliege landete sanft auf ihrer Stirn und untersuchte interessiert die klebrige Masse, die vor ihren Facettenaugen gerann. Schillernd wie ein Juwel senkte sie den Kopf und begann gierig zu kosten. Wo einmal Schönheit war, gab es jetzt nur noch Verwesung, und die Butterblumen wandten ihre sonnengelben Gesichter von diesem Anblick ab.

Er huschte zwischen den Bäumen davon, und jede Faser seines Wesens sang vor Freude über das, was er getan hatte. Er war verwandelt, und das Geheimnis, wer er war und was er sein konnte, war endlich offenbar. Er war Mors, der Gott des Todes, und wo immer er entlangschritt, erzitterte die Luft ob seines unmenschlichen Wesens.

Was er nicht sah, als er sie dort zurückließ, war die Blase, die sich auf ihren geöffneten Lippen bildete, und das Krümmen ihrer Finger, als sie sich an den dünnen Faden des Lebens klammerte.

1

JETZT

Ich wache früh auf und habe Kopfschmerzen. Nicht die Sorte, die mich gleich komplett lahmlegt, aber doch eine, die bedrohlich pocht und mit ihren Knochenfingern böseartig hinter meinen Augen herumstochert. Der Lärm von der Straße ist ein körperliches Gefühl, jedes Geräusch kratzt über meine Haut und fährt kreischend durch die Axone in mein Hirn. Vorhänge filtern die Sonnenstrahlen, die schwebende Staubteile beleuchten und träge an der Wand herunterfließen. Der Tag wird mit Sicherheit viel zu heiß für die Jahreszeit, und ich spüre, wie sich Apathie auf mich legt wie eine Woldecke.

Ich liege auf dem Rücken und tue, als wäre ich allein. Zu Beginn unserer Beziehung habe ich darauf bestanden, links neben Tom zu schlafen. Ich genoss es, ihn morgens gleich sehen zu können, wenn ich aufwachte. Aber er hat die linke Seite des Betts bevorzugt, und so tauschten wir irgendwann. Jetzt liegt er auf meiner blinden Seite, und das kommt mir heute Morgen sehr entgegen, denn so muss ich es nicht bewusst vermeiden, ihn anzusehen. Das ist gemein von mir, ich weiß. Also drehe ich mich um – und sehe, dass er ausnahmsweise schon auf ist. Ich schlafe meist nicht so gut und bin bereits um fünf wach, lange bevor Tom an die

Oberfläche zurückkehrt, und deshalb ist die Leere neben mir ein bisschen verwirrend.

Er steht an der Theke in der Küche und stopft sich bereits mit Eiern und Toast voll, und der Anblick verursacht mir leichte Übelkeit. Der Ketchup glitzert wie eine Blutlache. Er hat mich nicht bemerkt, also bleibe ich in der Tür stehen und beobachte diesen Mann, mit dem ich seit vier Jahren verheiratet bin.

Tom Dryland ist nett. Eine oft unterschätzte Bezeichnung, die fad oder sogar schwach implizieren könnte, vor allem bei einem Mann. Aber Tom ist nichts dergleichen. Er ist in erster Linie geduldig und liebenswürdig, und er besitzt einen unerschütterlichen Gleichmut, der auf die Menschen in seiner Umgebung meistens beruhigend wirkt. Wenn es überhaupt etwas an ihm zu bemängeln gibt, dann, dass er immer, aber auch wirklich immer recht hat. Doch gerade dieser entschlossene Glaube an sich selbst verleiht ihm die Fähigkeit, mit ruhiger Entschiedenheit Problemen ins Auge zu sehen und Entscheidungen zu treffen. Er ist zwar kein Christian Bale oder Brad Pitt, aber seine Gesichtszüge sind so symmetrisch und ebenmäßig, dass er deutlich besser aussieht als die meisten anderen Männer. Manchmal frage ich mich, warum er ausgerechnet mich zu seiner Frau auserkoren hat. Nur um jegliches Missverständnis zu vermeiden: Ich küsse ihm nicht vor lauter Dankbarkeit die Füße. Aber gelegentlich frage ich mich doch, was genau er damals gesehen hat, das ihn denken ließ: Ja, die ist die Richtige für mich.

Seine Mutter hat es jedenfalls nicht gesehen. Als er ihr erzählte, dass wir uns verlobt hatten, reagierte sie mit einer so heftigen Trauer, dass ich mich umdrehte, weil ich dachte, hinter mir sei jemand gestorben. Manchmal frage

ich mich, ob ich irgendetwas an mir habe, das von Natur aus auf Eltern abstoßend wirkt, seien es meine oder die anderer Leute. Aber wie dem auch sei: Tom ließ ihren hysterischen Aufstand in aller Ruhe über sich hinwegziehen, und trotz all ihrer Einwände heirateten wir im folgenden Frühling an einem klaren, sonnigen Tag – dem glücklichsten Tag meines Lebens. Ja, ich muss mir ins Gedächtnis rufen, was wir aneinander haben, und mich bemühen, dem heutigen Tag mit Optimismus und Anstand zu begegnen. Tom wünscht sich einen Neuanfang für uns, und ich will nicht, dass meine Art uns dabei im Weg steht.

Ich gieße mir eine Tasse Kaffee ein und versuche, den Nebel in meinem Kopf zu vertreiben. Tom blickt von seiner Lektüre auf – einer Broschüre, wie ich sehe, für das Landhaus in Cleaver's Lane, das es ihm besonders angetan hat. Er kennt es noch aus seiner Kindheit, ist öfters dran vorbeigekommen, wenn er seine Tante besucht hat – und wenn vielleicht nicht genau an diesem, dann doch an einem sehr ähnlichen. Das macht es zu seinem Traumhaus. Trotz all meiner guten Vorsätze spüre ich das vertraute Flattern in der Magengegend und wende mich rasch ab. Zu spät. Unsere Blicke treffen sich, und er sieht mein Gesicht. Sofort legt sich ein banger Ausdruck auf seine Züge.

»Mein Gott, Izzy, du bist so blass. Geht's dir gut? Hast du am Ende noch ein bisschen schlafen können? Ich hab versucht, dich nicht zu wecken, damit du ausschlafen kannst.« Er legt den Kopf schief und runzelt die Stirn. »Du machst dir doch nicht immer noch Sorgen deswegen, oder? Ich hab dir versprochen, wir ziehen nirgendwohin, solange wir nicht etwas gefunden haben, das uns beiden gefällt.«

Sein Ton klingt ein bisschen vorwurfsvoll, finde ich und seufze unwillkürlich auf. Ich will dieses Thema nicht schon wieder mit ihm durchhecheln. Nicht heute. Es ist nicht fair, weder ihm noch mir gegenüber.

»Mir geht's gut, Tom, wirklich«, sage ich deshalb und bemühe mich, sehr viel munterer und vergnügter zu klingen, als ich mich fühle. »Ich habe nur leichte Kopfschmerzen, das ist alles. Ein paar Scheiben Toast und noch ein Kaffee, und ich bin wieder fit.«

Als ich zum Kühlschrank gehe, spüre ich seinen Blick im Rücken, und ich kann mir nur allzu gut vorstellen, wie seine Stirn sich in die vertrauten Sorgenfalten legt.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht? Wenn dir wegen heute immer noch bang ist – das wird bestimmt gut laufen, wirklich! Wir fahren heute Vormittag rüber, suchen uns fürs Mittagessen ein ruhiges Lokal und sehen uns dann nachmittags das Haus an. Glaub mir, du wirst begeistert sein, wenn du es siehst. Mach bitte nicht schon wieder so ein Drama. Wo immer wir auch wohnen – wir werden glücklich sein. Das weißt du.«

Es ist unmöglich, ihm zu erklären, was ich empfinde. Ich möchte London zwar wirklich nicht verlassen, aber ich mache kein »Drama« wegen irgendeiner Hausbesichtigung – ich habe nur mit *diesem* Haus ein Problem. Schon der Name der Straße klingt in meinen Ohren unheimlich. Ich kann nicht ausdrücken, was es ist oder warum es so ist, ohne dass es sich völlig irrational anhört. Also sage ich nichts. Ich habe schon so viele abgelehnt, dass ich irgendwann werde nachgeben müssen. Und wenn ihm dieses Haus so viel bedeutet, dann ist vielleicht jetzt der Zeitpunkt gekommen.

Ich habe versucht, Tom verständlich zu machen, was ich bei dem Gedanken an einen Umzug empfinde. Aber aufgrund meiner besonderen Art fällt es mir oft schwer, mir Gehör zu verschaffen, insbesondere, wenn es um Gefühle geht. Ich habe ihm meine Vorbehalte ruhig und geduldig erklärt, aber er hat sie einfach abgetan. Als Manifestationen meines Widerstands gegen Veränderungen, als Ängste vor dem Unbekannten.

Ich glaube, ich bin bisher immer ehrlich zu Tom gewesen – falls man das überhaupt sein kann. Ich wollte, dass er genau weiß, worauf er sich bei einer Beziehung mit mir einlässt. Wenn ich es mir recht überlege, hätte ich ein paar Dinge für mich behalten sollen. Wir alle verbergen hinter der Fassade, die wir der Welt präsentieren, irgendwelche geheimen Gedanken und Ängste. Nur dass ich Tom alles, aber auch wirklich alles über mich erzählt habe. Das hat die Waagschale zu seinen Gunsten gesenkt. Er glaubt zu wissen, wie ich im Innersten funktioniere. Während ich, was ihn betrifft, nur raten kann. Er meint es nicht böse, aber er neigt dazu, meine Ansichten nur dann zu akzeptieren, wenn sie ihm passen. Andernfalls nutzt er meine Schwächen, um sie kleinzureden.

Wenn ich mich über etwas aufrege, heißt es, ich sei überreizt. Wenn ich mich in Einzelheiten verbeiß und schreie und heule, ist das eine unangemessen impulsive Reaktion. Also bleibe ich lieber ruhig und passe mich Tom an. Auch wenn es mir in diesem speziellen Fall wichtig wäre, dass er über meine Beschränkungen hinwegschaut und akzeptiert, was ich wirklich fühle.

Tom und ich haben bisher in der City gewohnt und gearbeitet, in einem hellen, luftigen Penthouse mit Blick über

London bis zur Themse. Obwohl ich mich selten in das desorientierende Gedränge auf den Straßen hinauswage, fühle ich mich doch immer noch als Teil der Menschheit. Ich werde den Lärm vermissen und das vibrierende Gefühl, irgendwo hinzugehören. Das Leben in der Stadt war durchaus praktisch für uns, aber – und das ist ein großes Aber – Tom hat nun mal entschieden, dass es Zeit für eine Veränderung ist. Er will hinaus in eine »reizvolle und begehrte ländliche Lage« ziehen, wo er Wurzeln schlagen kann. Wo er frische Luft atmen, Dinge züchten – Dinge mit noch mehr Wurzeln – und buchstäblich seinen Horizont erweitern kann. Das Haus in der Cleaver's Lane scheint die Antwort auf seine Gebete zu sein, und heute fahren wir hinaus, um es uns in seiner steinernen Realität anzusehen.

Ich habe mich bemüht, wirklich, aber ich empfinde immer noch eine Beklommenheit, die in keinem Verhältnis zu der Aufgabe steht, die vor mir liegt. Schließlich besichtigen wir nur ein Haus. Vielleicht fällt es mir wirklich schwer, »mein Leben eigenständig zu leben«. Vielleicht übersteigen manche Veränderungen wirklich »meine Grenzen«. Vielleicht habe ich aber auch nur zu lange auf meine Ärzte gehört. Was immer der Grund sein mag, ich werde das Gefühl nicht los, dass irgendetwas nicht stimmt. Es stört mich, dass mir dieses Haus, dieser Umzug aufgenötigt wird. Gleichzeitig bin ich es Tom schuldig, der Sache eine Chance zu geben. Denn schließlich – wie er mir manchmal sanft in Erinnerung ruft – hat er viel aufgegeben, um mit mir zusammen zu sein. Da ist es doch nur fair, wenn ich auch mal etwas aufgebe.

Die Broschüre über Cleaver's Lane, die Tom sich gerade anschaut, ist bestimmt die neue, die er erst vor Kurzem

bestellt hat. Seitdem er glaubt, dass es sich um *das* Haus handelt, will er unbedingt so viel wie möglich darüber erfahren. Soweit ich es erkennen kann, enthält die Broschüre ausführlichere Details und auch weitere Fotos.

»Schau dir mal diese Küche an, Izzy, die ist absolut riesig! Natürlich muss sie vollständig entkernt und modernisiert werden, aber sie ist groß genug für eine Kochinsel in der Mitte und einen Aga-Gasherd und für einen dieser großen amerikanischen Kühlschränke, den wir immer haben wollten. Bitte sieh es dir wenigstens an!«

Tom reicht mir die Broschüre, und ich werfe einen halbherzigen Blick auf das Foto vor mir. Ich bin so begeistert wie eine Rentnerin bei der Aussicht auf Schnee.

Plötzlich erfüllt ein tiefes Summen meinen Kopf, und eine Woge der Angst durchflutet mich. Sie zieht einen Strom namenlosen Grauens hinter sich her. Es kommt mir vor, als wäre ich nicht mehr in der Gegenwart verankert, sondern triebe rückwärts wirbelnd durch die Zeit. Ich bin schon mal da gewesen. Habe diesen Raum gesehen. Ich rieche Holzrauch und Waschpulver. Ich sehe Kacheln mit Motiven von Möhren, Zwiebeln und Pfefferstreuern, den Schmutz in den Fugen und spüre Kälte und Dreck im Gesicht.

Es dauert nur den Bruchteil einer Sekunde, bis dieses Gefühl wieder vorbei ist und Tom bei mir steht. Meine Zähne klappern wie wild, und wir starren das Milchkännchen an, das zerbrochen vor mir auf dem Boden liegt. Ein Porzellansplitter hat meinen Knöchel gestreift, und leuchtend rotes Blut rinnt zu Boden.

»Izzy, Izzy! Was ist denn? Was hast du?«

Toms Gesicht ist dicht vor meinem, und einen Moment lang möchte ich auf ihn einschlagen, mit kreisenden Armen auf ihn losprügeln und um mein Leben kämpfen.

Aber das Gefühl verschwindet sofort wieder, und ich lasse mich von ihm zu einem Stuhl führen.

»Nein, nein, mir fehlt nichts. Es ist nur ... ich ...«

Als ich es erklären will, finde ich keine Worte mehr. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was gerade passiert ist oder was ich empfunden habe. Es hat mir den Atem verschlagen, und ich bin irgendwie aufgewühlt, desorientiert.

»Es geht mir gut. Mir war nur kurz schwindlig, das ist alles. Reg dich nicht auf, okay, ich bin gleich wieder fit.«

Mir wird klar, dass ich immer noch die Broschüre in der Hand halte und das Bild anstarre. Es ist eine runterge-
wohnte, alte Küche. Dunkle Eichenholztüren und altmo-
dische Kacheln. Sosehr sie Tom auch gefällt und so beson-
ders sie auch sein mag ... Es ist ganz sicher ein spannendes
Projekt für jemanden, aber hoffentlich nicht für uns.

Tom bringt mir etwas zu trinken, und ich nehme seine Hand. Sie ist warm an meinen kalten Fingern.

»Ich bin nicht krank – bevor du damit anfängst. Das war kein Anfall oder so. Damit bin ich durch. Also mach dir bitte keine Sorgen. Ich habe Kopfschmerzen, weiter nichts, und mir war ein bisschen schwindlig. Jetzt brauche ich ein Pflaster für den Knöchel, aber sonst ist alles okay.«

Er geht ins Bad, um Pflaster und Desinfektionsspray zu holen, und ich schließe die Augen, hole tief Luft. Ich *darf* keinen Anfall mehr bekommen. Ich hatte seit mindestens vier Jahren keinen mehr, und ich besitze jetzt endlich einen Führerschein. Vielleicht nutze ich ihn nicht oft, aber ich darf ihn auf keinen Fall wieder verlieren – weder ihn noch die Illusion der Freiheit, die er mir gibt.

Tom kommt zurück und tupft behutsam das Blut von meinem Knöchel. Ich lege die Hand auf seinen Kopf und fühle sein weiches Haar unter meinen Fingern.

»Tom, ich gehe noch mal für ein Weilchen ins Bett, wenn das okay ist.« In meinem Kopf fängt es an zu hämmern, und mir ist jetzt wirklich schlecht. »Können wir das Mittagessen bitte auslassen? Ich muss was gegen die Kopfschmerzen nehmen und noch ein oder zwei Stunden schlafen. Sonst bin ich heute Nachmittag zu nichts zu gebrauchen.«

Er lehnt sich vor und drückt einen Kuss auf die Narbe an meiner Schläfe. »Natürlich. Ich hab sowieso noch Arbeit nachzuholen. Wir können später fahren. Also, geh rauf ins Bett. Und ruf mich, wenn du was brauchst.«

Ich kann es nicht ausstehen, wenn er das tut. Es gibt zig Stellen, die er küssen könnte, und jede wäre mir lieber als diese. Es ist ihm nicht klar, aber jedes Mal, wenn er das tut, ist es eine Erinnerung an das, was mir passiert ist. Eine Erinnerung daran, dass ich beschädigte Ware bin.

* * *

Die Beschädigung liegt lange zurück. Ich war gerade mal vierzehn, als ich den Schlag auf den Kopf bekam, und mindestens siebzehn, als ich so weit wiederhergestellt worden war, dass ich versuchen konnte, in freundlicher Gesellschaft Suppe zu essen. Man fand mich an einem von der Sonne vergoldeten Nachmittag, angeknackst wie ein unglückseliges Ei, und meine innerste Substanz sickerte obszön ans Licht.

Anscheinend gab es kaum Hinweise auf einen Kampf. Aber danach habe ich gekämpft – ich habe mit Zähnen und Klauen darum gekämpft, zurückzukommen und die Person zu sein, die ich heute bin. Ich war nicht unvorsichtig mit meinem Schädel, oh nein. Ich war nur zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort, und mein kleines Leben ist dort mit

dem Wahnsinn eines anderen zusammengestoßen. Ein paar Leute meinten, ich hätte Glück gehabt – auch wenn ich mit ihrer Definition von Glück so meine Schwierigkeiten habe –, und es hätte viel schlimmer ausgehen können. Ich könnte jetzt nichts weiter als eine ferne Erinnerung sein, ein Geist, der gelegentlich in den Köpfen derer spukt, die mich einmal kannten. Natürlich bin ich dankbar, dass es nicht so gekommen ist, aber ich frage mich doch unwillkürlich, was aus mir geworden wäre, wenn die Ereignisse jenes Sommers nicht stattgefunden hätten. Etwas, wenn auch nicht mein Leben, ist mir damals genommen worden.

Das Mädchen, das in diesem Krankenhausbett aufwachte, war nicht mehr das, das Tage zuvor gewaltsam in den Schlaf verfallen war. Jenes Mädchen war frech und selbstsicher gewesen, erfüllt von jugendlicher Naivität. Eine Mischung aus Unschuld und Attitüde, bereit, die Fesseln der Kindheit abzuschütteln und in die Welt hinauszusegeln. Das Mädchen danach war anders: verängstigt und verwundbar, verwirrt und verrückt. Es trieb in einer Mischung von Wut und Apathie haltlos dahin. Die Welt war eine Auster, aber darin lag keine Perle für sie.

Die Zeit heilt alle Wunden, sagt man, aber sie tut es nicht komplett, denn ich bin nicht annähernd die Frau, die ich sein sollte. Ich habe das Gefühl, ich war und bin zwei Personen. Die von früher und die von heute. Als sei ein Teil meiner selbst durch das Loch in meinem Kopf entwichen, als sei ein Hauch meines Wesens über die Felder davongeweht und nie zurückgekommen. Ich habe keinen Namen für das, was verloren gegangen ist, und doch fühle ich an manchen Tagen seine Abwesenheit wie ein fehlendes Puzzleteil – kein bedeutendes Detail, aber vielleicht ein Stück vom Himmel.

Noch heute, mehr als zwanzig Jahre später, bleiben die Ereignisse rings um den Zwischenfall für mich unerreichbar. Sie verbergen sich in einer undurchdringlichen Dunkelheit, die auch die Zeit nicht hat vertreiben können. In der Straße meiner Erinnerungen klafft ein tiefes schwarzes Loch, das keine der Therapien, denen ich mich im Laufe der Jahre unterzogen habe, ausbessern konnte, und ich habe längst jede Hoffnung aufgegeben, jemals zu erfahren, was mir passiert ist und warum.

Meine Genesung – oder die Besserung meines Zustands, wie die Fachleute lieber sagen – war zwar spektakulär, aber nicht vollständig, und ich habe noch immer mit den Nachwirkungen zu kämpfen. Auf den ersten Blick erscheine ich körperlich relativ unversehrt, aber es gibt Macken in meiner Persönlichkeit und in meinem Verhalten, die mich anders sein lassen und all meinen Bemühungen zum Trotz den Lauf meines Lebens bestimmt haben.

Wenn es die Folge eines Unfalls wäre, dass ich jetzt bin, wie ich bin, könnte ich es möglicherweise leichter akzeptieren. Aber so bin ich manchmal von Wut durchdrungen, von einem siedenden Hass, den ich niederkämpfen und beiseiteschieben muss, weil er nichts Gutes hervorbringen kann. Mit der Frage nach dem Wer und dem Was könnte ich mein ganzes Leben verbringen. Es würde nichts ändern. Ich würde dem Gewalttäter nur erlauben, noch mehr von mir zu nehmen. Deshalb habe ich, so schwer es mir auch fiel, gelernt, wenigstens so zu tun, als hätte ich mich damit abgefunden.

Gottlob akzeptiert Tom meine Vergangenheit und die Einschränkungen, die sie mit sich bringt, mit sanfter Fürsorglichkeit. Wir haben keine Kinder. Auch wenn es theo-

retisch keinen Grund gibt, weshalb Frauen nach traumatischen Hirnverletzungen nicht schwanger werden sollten, ist es für uns doch schwieriger, und deshalb weiß ich, dass ich vielleicht niemals Mutter sein werde. Die Formulierung des Arztes war: »Dämpfen Sie Ihre Erwartungen.«

Unregelmäßige Perioden, Postpartum-Probleme, die »kognitiven Anforderungen« der Kindererziehung – ich schwöre, ich konnte fühlen, wie bei diesen Worten meine Eierstöcke schrumpften. Tom behauptet, es mache ihm nichts aus, sein Leben sei auch so erfüllt und glücklich, aber ich sehe seinen Blick und weiß, die Sehnsucht ist groß. Seine Mutter ist natürlich auch alles andere als hilfreich. Ganz besonders nicht der Link, den sie mir geschickt hat: *11 Empfängnistipps von Experten*. Tom hofft, ein Tapetenwechsel und ein Zuhause, in das wir »alle« hineinwachsen können, wird mein Fortpflanzungssystem in Gang bringen. Das hoffe ich auch, denn dieser ganze Stress fordert allmählich seinen Tribut.

Ich arbeite. Ich bin Künstlerin – zumindest male ich, wenn ich dazu komme. Ich kann zu Hause arbeiten und die Welt aussperren, wann immer ich muss oder möchte. Meine Bilder sind abstrakt, und man hat sie schon ganz unterschiedlich beschrieben – instinktgeprägt, hemmungslos, zum Nachdenken anregend –, aber in Wahrheit ist mein Stil eher das Produkt meiner körperlichen Beschränkungen. Ich zucke und zittere mitunter so, dass ein hyperrealistischer Stil eindeutig außerhalb meiner Fähigkeiten liegt.

Meine Malerei erfreut sich eines bescheidenen Erfolgs, der sich ohne Zweifel zum Teil meiner Vergangenheit verdankt. Caitlin, meine Galeristin und Agentin, besteht darauf, dass ich sie nutze. Ihrer Ansicht nach ist es nur fair,

wenn ich daraus etwas Positives ziehen kann. Mir selbst gefällt diese Herangehensweise nicht sonderlich. Es ist, als machte ich mir etwas irgendwie Unappetitliches zunutze. Aber was soll's. Ich schiebe meine Skrupel beiseite und spiele murrend das Opfer.

»Das Opfer.« Manchmal frage ich mich, ob es das ist, was Tom in mir sieht.

* * *

Es ist Mittag. Mir ist heiß, und mein Bettzeug klebt an meiner Haut, aber zumindest sind die Kopfschmerzen weg. Mir geht es besser als vorhin, und ich weiß eigentlich gar nicht mehr, was so schlimm war. Ich gehe ins Bad, drehe die Dusche auf und stelle mich vor den Spiegel, während ich darauf warte, dass das Wasser warm wird. Graue Augen blicken mir fest entgegen – eins zumindest, das andere tut nur so. Die Haut an den Augenwinkeln zeigt die ersten zarten Anzeichen von Krähenfüßen. Wo sie einmal glatt war, sieht man jetzt die winzigen Furchen. Ich kann ganz sicher nicht behaupten, dass es Lachfältchen sind. Davon abgesehen spannt sich meine olivfarbene Haut, die ich meinem Vater verdanke, straff über hohe Wangenknochen und einen kräftigen Kiefer, und der einzige Makel ist die Narbe, deren wulstige Ränder unter meinen Ponyfransen hervorschauen. Ich muss dringend mal wieder zum Friseur. Mein Haar ist noch dunkel, und ich habe es bis auf die Schultern wachsen lassen und zur Seite gekämmt, um die Narbe zu verdecken und von meinem blicklosen Auge abzulenken. Mein Gesicht macht einen kompetenten Eindruck, und es ärgert mich, dass ich dem, was es verspricht, nicht immer gerecht werden kann.

Nach dem Duschen ziehe ich Jeans und ein weißes T-Shirt an. Ich habe wieder abgenommen. Meine Hüftknochen stechen spitz hervor, und meine Beine sehen fast schon aus wie die eines Kindes.

Ich gehe hinunter in die Küche und sehe, dass Tom inzwischen fleißig war. Er hat den Picknickkorb gepackt, der jetzt startbereit an der Wand steht.

»Hey, geht's dir besser? Ich dachte, es wäre schöner, sich den Pub zu sparen und stattdessen später im Garten was zu essen, wenn wir dürfen. Warm genug sollte es sein, und vielleicht bekommen wir so ja ein Gefühl für das Haus.«

Das ist eine hübsche Idee. Also hole ich noch eine Flasche Prosecco aus dem Kühlschrank.

Tom schüttelt den Kopf. »Im Ernst? Solltest du den nicht heute mal weglassen? Nach dem, wie du dich heute Morgen gefühlt hast? Ich weiß, es war nichts Schlimmes, aber vielleicht ist es ja trotzdem nicht so gut, wenn du wieder Kopfschmerzen bekommst.«

Er will mir die Flasche aus der Hand nehmen, und plötzlich flammt Wut in mir auf, heiß und bitter.

»Tom, lass das! Ich bin doch kein Kind.«

Entschlossen stelle ich die Flasche neben den Korb. Wenn wir es schon tun, dann richtig. Die Sonne scheint, und der Gedanke an ein zünftiges Picknick unter Bäumen reizt mich plötzlich. Ich male mir aus, wie ich neben Tom im Gras liege und in die Blätter hinaufsehe, das Prickeln und Zischen der Bläschen auf der Zunge, und plötzlich bin ich unerklärlich glücklich. Ich weiß nicht, was ich daran so schwierig gefunden habe. Vielleicht ist das Landleben genau das, was wir brauchen. Ein Haus mit Garten, dazu vielleicht ein Atelier mit Blick auf die Felder. Ich

schlinge die Arme um Tom und lege den Kopf zwischen seine Schulterblätter, spüre die Wärme seines Rückens.

»Lass uns fahren und das Haus besichtigen, von dem du so begeistert bist.«

Er dreht sich um und lächelt. An seinen Augen erscheinen die vertrauten Fältchen, und ich schiebe den letzten Rest meiner Zweifel beiseite.

2

MAI 2004

Sie war genau das, worauf er gewartet hatte. Bereits beim Einchecken an der Rezeption hatte er gewusst: Sie gehörte ihm.

Er vergewisserte sich, dass niemand ihn beobachtete, und beugte sich vor. Blitzartig wie eine Schlange ließ er die Zunge hervorschnellen und fuhr damit über den Türgriff, wo ihre Hand gelegen hatte. Er war sicher, er konnte fühlen, wie ihre Moleküle auf seiner Zunge tanzten. Ihre DNA vermischte sich mit seinem Speichel. Er schluckte. Jetzt besaß er ein wenig von ihr, und bei diesem Gedanken fühlte er sich stärker und lebendiger.

Diesmal hatte er sie beobachtet. Er hatte gesehen, wie ihre Lippen sich sanft teilten und ihr rosiges Inneres offenbarten, dunkel und geheim. Er hatte sich vorgestellt, wie rund und weich diese Lippen waren, wie ihr Mund sich glatt und feucht um seine Zunge schmiegte.

Er schloss die Augen, und noch immer schimmerte sie hell an der rußigen Dunkelheit seiner Lider. Gott, sie war so prachtvoll, und der bloße Gedanke an sie war mehr, als er ertragen konnte.

Er schlich von der Tür in den Korridor, um seine Erektion zu verbergen. Er musste mehr herausfinden – wer sie war und wo sie wohnte, was sie tat und wohin sie ging.

In seinem Kopf tickte es wie eine Bombe. Tick tack, ihre Zeit lief ab.

Er war hinausgeschlichen und ihr eine Zeit lang gefolgt, bis sie sich mit diesen albernen Schlampen getroffen hatte. Mädchen mit struppigen dunklen Haaren und schrillen Stimmen, mit hochgedrückten Titten und fleckigen Schenkeln. Die waren nicht wie sie. Sie war golden und vollkommen, ein Glühwürmchen, das ihn lockte und so tat, als wüsste es nichts davon.

Sie hatte ihn wütend gemacht, als sie mit ihnen gelacht hatte. Es hatte sie billig gemacht und ihr ein wenig von ihrem Glanz genommen. Er brauchte sie in ihrer schimmernden Vollkommenheit.

Er hatte an der Bushaltestelle gestanden, kochend vor Wut, und für einen kurzen Augenblick hatte seine zivi-
lisierte Fassade Risse bekommen. Als eine Frau sich hinter ihn in die Schlange stellte, hatte er sich umgedreht, und ihre Blicke hatten sich für eine Sekunde getroffen. Er hatte gespürt, wie sie instinktiv zurückwich. Sie hatte einen kurzen Blick hinter seine Maske geworfen und gesehen, was er war, was da tief in ihm steckte. Oh, wenn sie nur wüssten. Sein Körper war eine Schale, in der sein wahres Ich zusammengekrümmt hauste und durch seine hervorquellenden Augen in die Welt hinausglotzte. Er ließ seine Maske nicht oft fallen, aber wenn – wenn sie ihn sahen und er ihre Angst riechen konnte –, dann war es köstlich.

Er schlenderte zur Rezeption, um ihre persönlichen Daten einzusehen, aber die alte Kuh war wieder hinter der Theke. Vielleicht später. Er setzte sein charmantestes Lächeln auf und spazierte hinüber. Ein bisschen Übung

konnte nicht schaden. Er hatte schon früh gelernt, dass das Leben viel leichter ist, wenn die Leute dich mögen. Wenn sie dir vertrauen und du clever bist, kannst du sie dazu bringen zu tun, was du willst. Er hatte seinen Vater mit seinen Patienten beobachtet, wie er sie beruhigte, bis sie sich bei ihm sicher fühlten. Er hatte seinen Gesichtsausdruck studiert, den Klang seiner Stimme und die Worte, die Mitgefühl vermittelten.

Er beugte sich über die Theke. »Tag, Mrs F. Ich hab gehört, Sie waren unpässlich. Geht's Ihnen besser? Sie sehen heute jedenfalls gut aus.«

Mrs Phelps blickte von ihrem Bildschirm auf und wurde rot. »Oh, hallo. Ich hab gar nicht gemerkt, dass Sie gekommen sind. Mir geht's gut, mein Lieber, ich war nur ein bisschen erkältet, das ist alles. Aber nett, dass Sie fragen.«

Sie sah lächelnd zu ihm auf, und er roch einen leichten Hauch von Lavendelpuder. Er lächelte zurück und schenkte ihr die volle Wattzahl, während es ihn innerlich bei dem Gedanken schauderte, welche modrigen Ritzen sie da zugestäubt hatte. Wenn seine Mutter überleben sollte, was unwahrscheinlich war, würde sie am Ende genauso werden: alt, hässlich, nutzlos und dumm und noch abstoßender als jetzt schon, mit ihrem knochigen, haarlosen Schädel und ihren Perücken.

»Ich wollte gerade Tee machen, Mrs F. Möchten Sie auch einen?«

Das war sein eigener privater Scherz – sie »Mrs F.« zu nennen. Einmal hatte sie gelacht und gesagt, sie heiße Phelps mit »Ph«, und beinahe hätte er gesagt: »Wie kommst du darauf, dass das F für Phelps steht, du alte F...« Er hatte sich gerade noch rechtzeitig gebremst. Und

wenn er seine Mutter »Groß F.« nannte? Gott, was war er komisch!

Vielleicht wäre das ja ein Trost für sein Golden Girl: Sie würde niemals alt oder krank werden, sondern konnte für immer jung bleiben.

3

Wir sind fast da. Die Landschaft zieht in endlosen Wellen an uns vorbei, verschwommen, grün und monoton, und meine guten Vorsätze ziehen mit den Wellen davon. Sosehr ich mich auch bemühe und versuche, rational zu denken – meine Angst wächst mit jeder Meile, die wir zurücklegen. Tom ahnt nichts. Ich werfe einen Blick zu ihm hinüber und sehe, dass er lächelt. Er trommelt mit den Fingern den Takt zu einem lautlosen Lied auf dem Lenkrad, und fies wie ich bin, stelle ich mir etwas Bukolisches vor. Irgendetwas mit Kühen und Mähdreschern.

Mir war nicht klar, wie nah wir uns an der County-Grenze befinden. Thorpwood House, falls es noch existiert, befindet sich gleich hinter den Hügeln, nicht mehr als ein paar Meilen von uns entfernt. Thorpwood House, meine alte Schule. Der Ort, an dem ich zuletzt wirklich ich selbst war. Die Landschaft kommt mir vertraut vor, ein Echo der Vergangenheit, das mit jedem Herzschlag wiederhallt.

Reisen strengt mich an. Meine Angst wächst, je weiter wir uns von zu Hause entfernen und je größer der Abstand zu den Orten ist, die ich kenne. Mein Therapeut meinte, es könne sein, dass mein geschädigtes Hirn durch neue Reize überlastet werde. Oder eine posttraumatische Belastungsstörung wecke in mir das Bedürfnis, meine Umwelt unter Kontrolle zu haben und in einer vertrauten Umge-

bung zu sein, damit ich mich sicher fühlen könne. Was immer der Grund sei, ich müsse dagegen ankämpfen, um zu verhindern, dass die Grenzen unseres Lebens sich noch weiter zusammenzögen. Ich habe gute und schlechte Tage, aber vieles von dem, was andere als selbstverständlich empfinden, ein Wochenendausflug oder ein Urlaub zum Beispiel, ist eine Herausforderung für mich. Das macht mich wütend – auf mich selbst, weil ich es zulasse, und auf meinen Angreifer, weil er mir das gestohlen hat. Bevor er kam, habe ich getan und gelassen, was ich wollte, ohne einen einzigen Gedanken an mögliche Konsequenzen zu verschwenden. Der fehlende elterliche Einfluss hat mir erlaubt, leichtsinnig, ja, wild zu sein. Aber das ist vorbei. Die Jugendliche in mir würde die Augen verdrehen, und es wäre ihr entsetzlich peinlich, was aus ihr geworden ist.

* * *

Meine Eltern waren in New York, als der Angriff passierte, und kümmerten sich um irgendwelche Geschäftsinteressen meines Vaters. Natürlich kamen sie mit der nächsten Maschine zurück und verbrachten die nächsten Wochen und Monate an meinem Bett, jeder auf seine Art hilflos.

Meine Mutter war – und ist es in ihren Augen immer noch – ein aufstrebendes Starlet der Siebziger und hat den größten Teil ihrer Jugend damit verbracht, sich mit ihren in Frosty Pink lackierten Fingernägeln beharrlich an die Hoffnung auf Ruhm zu klammern. Und wofür? Für eine Komparsenrolle in *Der Spion, der mich liebte* und die Anwesenheit auf irgendwelchen Partys, auf denen sich manchmal auch Promis wie Michael Caine und Susan George die Ehre gaben. Leider war es ihr nicht bestimmt,

eine ernstzunehmende Leinwandgröße zu werden. Mit vierundzwanzig lernte sie dann meinen Vater kennen, heiratete ihn und ließ sich von ihm schwängern – nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Zum Zeitpunkt meines Unfalls – ein Euphemismus, den sie hartnäckig verwendet – war sie achtunddreißig, zwar immer noch attraktiv, aber doch »mutterhafter«, als sie gerne zugab. Der Reichtum meines Vaters gestattete es ihr, ihre Zeit mit träger Untätigkeit auszufüllen und gegen die altersbedingten Verwüstungen ihres Äußeren anzukämpfen.

Das Muttersein war ihr nie leichtgefallen. Es kam ihr vor wie eine ziemlich öde Rolle, deren Text sie nie richtig draufhatte. Die Vorstellung, ein Kind zu haben, gefiel ihr deutlich mehr als die lästige Realität. Ihr wurde ziemlich rasch klar, was für einen Fehler sie da fabriziert hatte, beinahe schneller noch, als mein Bauchnabel verheilt war. Und so wurde ich nach Thorpwood House verfrachtet, sobald der Anstand es erlaubte – wobei ihre langen Auslandsreisen meinen Eltern einen passablen Grund lieferten, der auch ihr Gewissen geschmeidig hielt. Meine nebelhaften Erinnerungen an die Wochen nach dem Überfall enthalten eine Menge dramatisches Seufzen und Weinen von ihr, unterbrochen von der übellaunigen Forderung, das Pflegepersonal möge Eiswasser bringen – für sie natürlich, nicht für mich.

Was meinen armen Vater angeht, so hat ihn die schwierige Situation fast zerrissen. Er sah nur eine einzige Möglichkeit, bei Verstand zu bleiben, und die bestand darin, seine Sekretärin so oft und so hart wie möglich zu ficken. Auf dieses Klischee griff er immer dann zurück, wenn er mal wieder eines der vielen Missgeschicke vergessen wollte, die das Leben für ihn bereithielt.

Ich habe meinem Vater immer gemischte Gefühle entgegengebracht. Einerseits sehne ich mich nach seiner Liebe, andererseits verachte ich ihn wegen seiner offenkundigen Oberflächlichkeit und seiner aggressiven Maskulinität. Er ist kein sonderlich attraktiver Mann – zu dunkel und behaart, um den üblichen Kriterien für gutes Aussehen zu entsprechen. Aber er strahlt diese besondere Macht aus, die Reichtum mit sich bringt, und er hat etwas Wölfisches an sich, das manche Frauen magisch anzieht. Ich persönlich finde ihn ziemlich abstoßend und begreife nicht, was junge und vorgeblich intelligente Frauen so unwiderstehlich an ihm finden, dass sie seinen haarigen Avancen nachgeben. Am Ende hat er tatsächlich seine Geliebte geheiratet und zwei wunderschöne Zwillingmädchen mit ihr produziert – gewissermaßen als Ersatz für mich –, die ich überraschenderweise ziemlich gerne mag.

Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus wurde ich zunächst in eine Rehaklinik und schließlich in die widerwillige Obhut meiner lieben Mummy überwiesen. Mein Vater war zu dem Zeitpunkt bereits zu Hause ausgezogen, und meine Mutter war auf irgendeine verquere Weise davon überzeugt, dass ich die Schuld am Auszug meines Vaters trug. Als hätte ich mir absichtlich den Schädel einschlagen lassen, nur um ihr Leben zu zerstören. Die Tatsache, dass ich keinerlei Erinnerung an das Ereignis hatte, frustrierte sie nur umso mehr. Es war für uns beide eine Erleichterung, als man schließlich erklärte, ich sei wieder gesund genug, um auf eigenen Beinen zu stehen.

Heute habe ich nur noch wenig Kontakt zu meinen Eltern. Gelegentlich sehe ich meinen Vater, wenn ich mich mit meinen Halbschwestern treffe. Die Jahre haben es nicht gut mit ihm gemeint. Sein graues Haar und eine

gewisse schuldbewusste Verschlagenheit, die er bei meinem Anblick an den Tag legt, verstärken seine wölfische Anmutung so sehr, dass ich bei seinen seltenen Besuchen bei mir zu Hause den plötzlichen Drang verspüre nachzusehen, ob er nicht eine unserer Katzen gefressen oder auf die Möbel gepisst hat.

Mein Kontakt zu meiner Mutter beschränkt sich auf gelegentliche steife Telefonate, die meistens von mir ausgehen – eher, weil ich sie ärgern will, als aufgrund irgendeiner töchterlichen Zuneigung. Meine Lieblingsmasche ist es, Besorgnis wegen ihrer Trinkgewohnheiten vorzuschützen, was jedes Mal garantiert die gewünschte Reaktion hervorruft. Das muntert mich dann immer ein bisschen auf.

* * *

Ich schleppe mich zurück in die Gegenwart. Das alles ist Vergangenheit, und ich muss es loslassen. Stattdessen sehe ich wieder aus dem Fenster. Wir sind gleich da.

Gerade biegen wir in die Cleaver's Lane ein, die auf der einen Seite von Feldern und auf der anderen von dichtem Wald gesäumt ist. Bäume überwölben die Straße, strecken ihre Blätter dem Licht entgegen. Das Anwesen liegt auf der rechten Seite. Ein verrostetes Tor heißt uns willkommen, dahinter führt ein kiesbedeckter Weg zwischen Bäumen hindurch. *The Lodge* hat jemand direkt auf einen der Torpfosten gepinselt. Kein Zweifel, wir haben unser Ziel erreicht.

»Es ist dasselbe Haus, da bin ich mir sicher«, sagt Tom.

Er klingt dabei so erstaunt, dass ich ihm am liebsten eine runterhauen würde.

Die Zufahrt mündet in eine verwahrloste Rasenfläche, und direkt dahinter steht das Haus – eine viktorianische Villa mit Backsteingiebeln und Türmchen unter dem Ziegeldach. All meinen Vorbehalten zum Trotz muss ich zugeben, dass es ein hübsches Haus ist. Es sieht freundlich und einladend aus in der Nachmittagssonne.

Ein Auto parkt auf dem Kiesplatz, und als wir anhalten, steigt der Makler von Stratton & Keep aus, um uns zu begrüßen. Er ist groß und dürr, mit einer außergewöhnlich hohen Stirn und lustigen Zähnen. Er stellt sich als Kevin Gaines vor und schüttelt Toms Hand wie einen Pumpenschwengel.

»Bin so froh, dass Sie es geschafft haben. Ich hoffe, es war nicht allzu schwer zu finden. Es ist wirklich ein absolutes Schmuckstück. Hat eine Weile leer gestanden, aber schließlich musste der alte Knabe es dann doch verkaufen. Sie sind die Ersten, die es besichtigen, und da haben Sie Glück, würde ich sagen. Es wird sicher bald weg sein.«

Ich versuche, einen Blick mit Tom zu wechseln, aber als ich seinen Gesichtsausdruck sehe, vergeht mir die gute Laune sofort wieder. Tom ist hin und weg. Mir schwant, dass er vor nichts Halt machen wird, um dieses Haus zu besitzen.

Mr Gaines dreht sich um und schüttelt auch mir die Hand. »Sie müssen Mrs Dryland sein. Freut mich sehr, Sie kennenzulernen.«

Seine Hand ist kalt und klamm, und ich muss mich beherrschen, um meine nicht wegzuziehen und sie hektisch an meiner Jeans zu reiben. Früher hätte ich das ohne große Rücksicht auf Höflichkeit oder gesellschaftlichen Anstand einfach getan und dabei wahrscheinlich zu allem Überfluss auch noch ein paarmal »bäh, wie schwitzig!«

gekrächt. Aber das ist lange her. Ich lächle und begnüge mich damit, verstohlen meine Hand abzuwischen.

»Ich bin Isabel. Isabel Dryland ... Weir.«

Ich habe meinen Mädchennamen behalten, teils aus beruflichen Gründen, aber auch, um meine Identität zu bewahren. Wenn man sich verliert, wie ich es einmal getan habe, fühlt man die Notwendigkeit, sich fester an das neugefundene Ich zu klammern.

Durch die Haustür betreten wir einen schmalen Eingangsflur mit dunklen Dielen. Ein verschossener Läufer führt die breite Treppe hinauf. Ein erdiger Geruch nach Schimmel und Vernachlässigung sickert aus den Wänden und mischt sich mit dem nach Holzrauch. Einen Moment lang habe ich ein flüchtiges Déjà-vu-Gefühl, das aber so schnell wieder verschwindet, wie es gekommen ist.

Zwei Türen liegen unmittelbar am Flur. Links geht es in ein Esszimmer mit einem moosgrünen Teppich. Im Kamin ist noch ein Feuer vorbereitet, als wartete es auf die Rückkehr des Eigentümers. Die Holzscheite schimmern silbrig von Spinnweben und Staub. Die Tapeten an den Wänden sind gestreift, in Burgunderrot, Cremeweiß und einem staubigen Grün, das früher wahrscheinlich einmal Gold war. An den Rändern hat das Papier sich gelöst und aufgerollt, und darunter tritt fleischrosa Putz zutage wie eine Wunde.

Rechts ist ein Wohnzimmer, das in einen neueren Anbau hineinreicht und einen Ausblick auf Garten und Grundstück bietet. Ein paar Möbel sind noch da, und unter franzenbesetzten Schabracken hängen verblichene Vorhänge. Eine vertrocknete Zimmerpflanze unbekannter Sorte steht braun verwelkt auf dem Fensterbrett. Ihre Blätter sind zur Fensterscheibe gewandt, als streckten sie sich nach dem

Sonnenlicht und der Feuchtigkeit hinter dem Glas. Ihre Partnerin, eine verdorrte Grünlilie, lässt ihre spinnenförmigen Ableger in der vergeblichen Hoffnung auf Wasser kraftlos über das Fensterbrett hinunterhängen. Es ist schwer, den melancholischen Hauch der Vernachlässigung zu ignorieren, aber trotzdem gefällt mir, wie dieses Zimmer sich anfühlt und wie das Licht durch die Doppelfenster fällt. Ich beginne zu ahnen, was ich mit einem solchen Haus anfangen könnte.

Tom ist ins Gespräch mit seinem neuen Freund Kevin vertieft. Sie diskutieren lebhaft über Renovierungsmöglichkeiten, und ich folge ihnen durch das Esszimmer in die Küche, die mir kein bisschen gefällt. Mit einem Mal fühle ich mich eingesperrt. Ich brauche dringend frische Luft. Rasch gehe ich zur Hintertür und fummle am Riegel herum. Er geht nicht auf.

»Einen Moment, Mrs Dryland. Die Tür ist abgeschlossen. Hier, ich habe den Schlüssel.«

Gaines schließt mir auf, und ich stolpere hinaus in den Garten. Tom scheint meine Not nicht bemerkt zu haben. Ich ärgere mich über mich selbst, aber auch über ihn. In fremder Umgebung gerate ich gelegentlich in Panik. Das frustriert mich zwar, aber ich kann nichts dagegen tun. Normalerweise hat Tom eine Antenne dafür, manchmal sogar im Übermaß, aber heute ist er ganz in Anspruch genommen von seinem Verlangen nach diesem Haus.

Ich atme ein paarmal tief durch, bevor ich in die Küche zurückgehe, zurück in diese drückende Atmosphäre der Verwahrlosung.

Kevin Gaines sieht mich verwundert an, sagt aber nichts, sondern setzt sein Gespräch mit Tom fort. Anscheinend

gehört das Haus einem pensionierten Zahnarzt, einem dementen Witwer, der jetzt in einer betreuten Einrichtung wohnt. Seine Tochter hat eine Generalvollmacht und führt auch den Verkauf durch. Ich höre nicht länger zu, sondern konzentriere mich auf den Blick aus dem Fenster. So viele Bäume. Man hat den Eindruck, als gäbe es meilenweit nichts weiter. Ganz anders als zu Hause.

Tom redet mit mir. »Ich bin begeistert«, sagt er. »Wir könnten diesem Haus wirklich unseren Stempel aufdrücken und es zu unserem Zuhause machen. So etwas finden wir sicher nicht noch mal. Was meinst du, Iz?«

Ich bringe es nicht übers Herz, seine Begeisterung im Keim zu ersticken, und habe auch nicht die Energie dazu. Also sage ich nichts.

Begleitet von Kevins Verkaufssprüchen setzen wir unseren Rundgang durch das Haus fort. Die übrigen Räume im Erdgeschoss sind hübsch, aber wenig bemerkenswert. Es gibt ein Arbeitszimmer, eine ehemalige Speisekammer, die jetzt als Rumpelkammer dient, eine Toilette und oben noch einmal vier »außergewöhnlich geräumige« Schlafzimmer sowie zwei Bäder. Über alledem befindet sich ein Dachboden »mit Ausbaupotenzial«, zu dem es aber im Augenblick keinen Zugang gibt.

Tom brennt darauf, das Grundstück zu sehen. Alles in allem sind es fast anderthalb Hektar – atemberaubend im Vergleich zu unserer jetzigen Umgebung, wenn man die zahlreichen Parks und das Stück Grün vor unserem Haus, das wir mit unseren Nachbarn teilen, einmal außer Acht lässt. Tom stürmt so eifrig zur Tür hinaus, als hätte Kevin ihm ein Stöckchen oder einen Ball geworfen.

Ich kann diesen Mr Gaines nicht leiden, und das liegt nicht nur an seinem Gebiss. Ich finde ihn übermäßig kum-

pelhaft und gönnerhaft gegenüber Tom und geringschätzig mir gegenüber. Deshalb bin ich froh, als er fragt, ob wir uns »das Außenrum« vielleicht allein ansehen möchten.

»Ich habe noch einen anderen Besichtigungstermin. Wenn es Ihnen also recht ist, allein zu bleiben, schließe ich jetzt ab und überlasse Sie Ihrem Schicksal.«

Wichtigtuertisch schließt er das Haus ab, kontrolliert die Schlösser und klopft sich ein paarmal auf die Taschen, bevor er zu seinem Wagen geht. Einigermaßen erleichtert sehe ich ihm nach, als er davonfährt. Ich bin ziemlich leicht zu verärgern.

Das »Außenrum« ist spektakulär, das kann ich nicht leugnen. Kaum zu glauben, dass wir uns das alles sogar leisten könnten. Der Garten an der Rückseite besteht aus einer großen Rasenfläche, Bäumen und Büschen. Blumenbeete voller Unkraut, eine mit Flechten bedeckte Sonnenuhr. Hinter einem Gemüsegarten liegen eine Koppel und ein heruntergekommener Tennisplatz. Einen Obstgarten und ein kleines Wäldchen gibt es auch – alles wahnsinnig grün und zugewachsen, aber irgendwie ist das nur gut so. Dieses Grundstück besitzt eine Schönheit, die die Malerin in mir berührt. Tausend Grünschattierungen, von Viridian bis Chartreuse. Aber hier lauert auch etwas potenziell Düsteres. Wie viele mögliche Angreifer könnten sich im dichten Laubwerk verbergen?

Ich versuche, diesen Gedanken abzuschütteln, und spüre unwillkürlich den Sog dieser Umgebung, halb anziehend, halb abstoßend. Wir holen den Picknickkorb aus dem Auto und lassen uns im Obstgarten unter den Bäumen nieder.

* * *

Tom schläft. Die Autofahrt, die Hitze und der Prosecco haben sich gegen ihn verschworen, aber ich habe nichts dagegen, mit meinen Gedanken allein zu sein. Dieser Garten hat die Macht, mich einzulullen und zu besänftigen, und ich glaube, ich könnte mich in ihn verlieben. Die Luft ist schwer von den Geräuschen des herannahenden Sommers. Dem Sägen der Grashüpfer und dem Summen der Bienen, die, betrunken vom Nektar, träge von Blume zu Blume taumeln. Ich habe meinen Prosecco kaum angerührt, und trotzdem fallen mir die Augen zu. Die Sonne leuchtet wie ein roter Nebel durch meine Lider, und Schlaf übermannt mich.

Als ich aufwache, bin ich in die Picknickdecke gehüllt, und Tom ist nirgends zu sehen. Der Nachmittag hat die Grenze zum Abend erreicht, die Sonne versinkt hinter den Bäumen, und auf dem Gras funkelt der Tau. Die Luft ist kühl. Mich fröstelt, und ich setze mich auf und ziehe mir die Decke fester um die Schultern. Ich hatte einen höchst merkwürdigen Traum. Die Erinnerung daran hängt noch wie ein Jucken in meinem Hirn, aber sie verweht, bevor ich sie festhalten kann.

Ich fühle mich allein, und einen Moment lang habe ich das irrationale Gefühl, dass Tom weggefahren ist und mich zurückgelassen hat. Es ist so gar nicht seine Art, einfach davonzuspazieren und mich in einer fremden Umgebung alleinzulassen.

Der Himmel wird dunkler, und ich schaue zurück zum Haus. Die Fenster glühen orangegelb im Licht der untergehenden Sonne, und einen Moment lang sieht es aus, als stünde es in Flammen, und der einladende Eindruck ist dahin. Von Tom fehlt jede Spur. Er ist sicher in die andere

Richtung gegangen, vom Obstgarten zur Koppel und in den Wald. Ich lasse unsere Picknicksachen liegen, gehe zwischen den Bäumen hindurch und folge einem Pfad aus erst vor Kurzem flachgetretenem Gras.

Der Obstgarten ist unvermittelt zu Ende, und ich stehe auf einer Lichtung am Rand des Waldes. Die Luft fühlt sich hier schwerer an, und mit der Dämmerung sind die Vögel verstummt.

Auf der Lichtung steht ein Haus, überschattet von den Bäumen im Hintergrund. Es scheint eine Werkstatt zu sein. Backsteinmauerwerk und Ziegeldach sehen aus wie beim Haupthaus. Der Eingang besteht aus einer großen Flügeltür aus Holz, im Laufe vieler Jahre ausgebleicht und rissig. Sie ist vergittert und mit einem Vorhängeschloss gesichert, genau wie die kleinere Tür an der Seite, und beide sehen aus, als wären sie seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden. Ein Bogenfenster ist von innen abgedunkelt. Ich gehe um das Haus herum nach hinten, zu einer Art Anbau. Auch hier reicht ein hohes Fenster bis unters Dach. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um hindurchzuspähen, und für einen Sekundenbruchteil blickt mir ein Gesicht entgegen – helle Züge und eine Wolke von blondem Haar. Unwillkürlich weiche ich erschrocken zurück, und ein Schrei steigt in meiner Kehle auf, bevor mir klar wird, dass es nur mein Spiegelbild im dunklen Glas war und das blonde Haar eine optische Täuschung im Dämmerlicht.

Im selben Augenblick raschelt etwas, und Tom kommt zwischen den Bäumen hervor.

»Hallo, du«, sagt er. »Entschuldige, dass ich dich kurz allein gelassen habe, aber du hast so fest geschlafen, und nach den Kopfschmerzen heute Morgen wollte ich dich nicht wecken. Findest du das nicht auch unglaublich?«

Er schiebt seine Finger zwischen meine, und wir betrachten die Werkstatt. Ich spüre seine Begeisterung wie eine reale Kraft, und er sieht so glücklich aus, dass ich weiß, das hier kann ich ihm nicht verweigern. Ja, es war in letzter Zeit ein bisschen angespannt zwischen uns, aber das liegt nur an dieser Babysache. Vielleicht hat er ja recht, vielleicht können wir uns hier niederlassen, und dann geschieht alles einfach wie von selbst. Ich gestatte mir den flüchtigen Gedanken an ein Kind, unser Kind, das über die Wiese auf uns zugelaufen kommt. Ich will es ihm so gerne schenken, denn ich liebe diesen Mann von ganzem Herzen. Da bin ich sicher.

»Izzy, ist dir klar, dass die Werkstatt eine eigene Zufahrt hat? Ein völlig separater Weg, von der Straße her. Das wäre doch ein unglaubliches Atelier für dich, wenn wir es umbauen! Ich weiß, mit all den Bäumen ist es ein bisschen dunkel, aber wir könnten auf der einen Seite Fenster vom Boden bis zur Decke einbauen und dazu ein Oberlicht oder so etwas. Du könntest alle deine Bilder und andere Sachen hier draußen lagern und ein Büro einrichten. Du hast immer gesagt, dass du so etwas brauchst. Ich weiß, du denkst, dass du nicht aus London wegwillst, aber stell dir doch nur vor, was wir hiermit anfangen könnten!« Er drückt meine Hand und lächelt mich an. »Bitte, lass mich das für dich tun.«

»Ich weiß«, erwidere ich, »es ist wirklich schön. Aber es fühlt sich so ... ich weiß nicht, irgendwie traurig an.«

»Nicht, wenn wir erst damit fertig sind«, entgegnet er lächelnd.

Ich stutze über seine Wortwahl. Anscheinend ist unser Umzug schon beschlossene Sache. Aber irgendwie habe ich anscheinend nichts dagegen. Ich weiß, wann ich verlo-

ren habe, und das Landhaus hat die erste Runde offenbar gewonnen.

Ich versuche die dunklen Vorahnungen zu ignorieren, die mich überkommen, als wir zu unserem Picknickplatz zurück und weiter zu unserem Wagen gehen.